

(Nachdruck verboten)

35)

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Nun, gehen wir hinaus! Wie bin ich vergnügt.“ begann Maslennikow erregt, hatte Rechljudow ein und zog ihn trotz seiner Korpulenz schnell nach oben. Maslennikow war in besonders freudiger Erregung, die Rechljudow keiner andern Ursache, als der Freude über die ihm von der wichtigen Persönlichkeit erwiesene Aufmerksamkeit zuschreiben konnte. Jede Aufmerksamkeit, die eine wichtige Persönlichkeit ihm erwies, versetzte ihn in den Zustand des Entzückens, in den ein schmeichelndes Händchen gerät, wenn der Herr es streichelt, klopft und hinter den Ohren kratzt. Es wedelt mit dem Schwanz, zieht sich zusammen, duckt sich, legt die Ohren an und stürmt wie toll im Kreise herum. Dasselbe that Maslennikow. Er bemerkte nicht den ernsten Gesichtsausdruck Rechljudows, hörte ihn nicht an und zog ihn unaufhaltsam ins Gastzimmer, so daß Rechljudow sich nicht widersetzen konnte und mit ihm ging.

„Das Geschäftliche nachher; ich thue alles, was Du befehlst.“ sagte Maslennikow beim Durchschreiten des Saales mit Rechljudow. „Melben Sie der Generalin Fürst Rechljudow,“ sagte er im Gehen zu einem Lakai; der Lakai überholte sie und bewegte sich wie ein Pächgänger vorwärts. „Du brauchst nur zu befehlen. Aber meine Frau mußt Du unbedingt sehen. Habe sowieso schon einen Verweis bekommen, daß ich Dich damals nicht hineingelassen habe.“

Der Lakai hatte seine Meldung bereits gemacht, als sie eintraten, und Anna Ignatjewna, die Vice-Gouverneurin und Generalin, wie sie sich betitelte, sah mit strahlendem Lächeln hinter den Hüften und Köpfen, die sie auf dem Divan umringten, vor Rechljudow verneigte. Am andern Ende des Besuchszimmers, am Theetisch, saßen Damen und standen Herren — Militärpersonen und Beamte, und dabei ertönte ein unaufhörliches Stimmen von Herren und Damenstimmen.

„Nun, Sie wollen wohl gar nichts mehr von uns wissen? Womit haben wir Sie denn gekränkt?“

Mit solchen Worten, die eine Intimität zwischen ihr und Rechljudow voraussetzten, die niemals bestanden hatte, empfing Anna Ignatjewna den Eintretenden.

„Sind Sie mit einander bekannt? Gewiß.“ „Frau Bjelawskaja, Michail Iwanowitsch Ischernoff.“ „Sehen Sie sich etwas näher.“

„Mißi, kommen Sie doch an meinen Tisch. Der Thee wird Ihnen gebracht. . . Und Sie. . .“, wandte sie sich an den Offizier, der mit Mißi sprach und dessen Namen sie offenbar vergessen hatte. „Kommen Sie bitte hierher.“ „Befehlen Sie Thee, Fürst?“

„Um keinen Preis, um keinen Preis willige ich ein; sie hat ihn einfach nicht geliebt.“ sagte eine Frauenstimme. . . . „Aber gern eine Hochzeitsfeier geben wollen.“

„Immer diese dummen Späße.“ fiel eine andre Dame im hohen Hut ein, der von Sammet, Gold und Steinen glänzte.

„Ausgezeichnet, diese Waffeln und Leibl. Geben Sie hierher.“

„Was, sobald fahren Sie schon weg?“

„Ja, heute ist der letzte Tag. Deswegen sind wir auch gekommen.“

„Ein reizender Frühling, es ist so schön jetzt auf dem Lande.“

Mißi im Hut und in einem dunkel gestreiften Kleid, das ihre zierliche Taille, gerade als wenn sie in diesem Kleid zur Welt gekommen wäre, ohne Falten umschloß, war sehr hübsch. Sie erröthete, als sie Rechljudow erblickte.

„Und ich dachte, Sie wären fortgefahren.“ sagte sie zu ihm.

„Beinahe wäre ich fortgefahren.“ sagte Rechljudow. „Geschäfte halten mich zurück. Auch hierher bin ich in einer bestimmten Angelegenheit gekommen.“

„Fahren Sie doch zu Mama. Sie wünscht sehr, Sie zu sehen.“ sagte sie und wurde im Gesicht, daß sie log, noch mehr rot.

„Ich werde kaum können.“ erwiderte Rechljudow finster. Er bemühte sich, sich den Anschein zu geben, als ob er nicht bemerkt hätte, wie sie erröthet war.

Mißi ritzte ärgerlich die Stirn, zuckte die Achseln und wandte sich zu dem eleganten Offizier, der ihr die leere Tasse aus der Hand nahm, den Säbel hinter einen Stuhl klemmte und jene männlich an einen andern Tisch trug.

„Sie müssen auch etwas für die Verpflegungshäuser thun.“

„Ja, ich weigere mich auch gar nicht, aber ich will meine Müßthätigkeit für den Ball aufsparen. Da werde ich mich in meiner ganzen Stärke zeigen.“

„Na, hören Sie mal!“ ertönte ein deutlich gekünsteltes Lachen.

Der Empfangslag war glänzend, und Anna Ignatjewna schwamm in Entzücken.

„Mita hat mir gesagt, daß Sie im Gefängnis thätig sind. Ich verstehe das sehr wohl.“ sagte sie zu Rechljudow. „Mita (das war ihr dicker Mann Maslennikow) mag seine Mängel haben, aber Sie wissen, was er für ein gutes Herz besitzt. Alle diese unglücklichen Eingesperrten sind seine Kinder. Anders sieht er sie nicht an. Er ist von einer Gutmütigkeit. . .“

Sie hielt inne, da sie keine Worte fand, die die Gutmütigkeit ihres Satten ausdrücken konnten, und wandte sich alsbald lächelnd einer rinzeltigen alten Frau mit lila Schleifen zu, die in die Thür trat.

Als Rechljudow soviel gesprochen hatte, wie nötig war, und auch so inhaltlos gesprochen hatte, wie ebenfalls nötig war, um gegen den Anstand nicht zu verstößen, stand er auf und trat zu Maslennikow.

„Also bitte, kommst Du mich anhören?“

„Ach ja; nun, was denn?“

„Komm hierher.“

Sie traten in ein kleines japanisches Kabinett und setzten sich ans Fenster.

## Sechszundjüngzigstes Kapitel.

„Nun, mein Herr, siehe zu Diensten. Willst Du rauchen? Warte einen Augenblick, daß wir hier nichts beschädigen.“ sagte er und brachte einen Aschbecher. „Also?“

„Ich habe zwei Sachen mit Dir zu besprechen.“

„Sieh einer an.“

Maslennikows Gesicht wurde finster und mürrisch. Alle Spuren der Erregtheit des Händchens, welches der Herr hinter den Ohren gekratzt, waren vollständig verschwunden. Aus dem Besuchszimmer drangen Stimmen herüber. Eine weibliche Stimme sagte: „nie, niemals hätte ich das geglaubt“ und eine andre männliche Stimme erzählte auf der andern Seite etwas und wiederholte fortwährend: „die Gräfin Waronzow und Wiktor Aprazin“. Auf der dritten Seite ertönte nur Stimmengetöse und Gelächter. Maslennikow horchte auf die Vorgänge im Gastzimmer und hörte gleichzeitig Rechljudow zu.

„Ich komme wieder wegen desselben Frauenzimmers.“ sagte Rechljudow.

„Die unschuldig verurteilt ist; ja, ich weiß, ich weiß.“

„Ich möchte bitten, sie als Wärterin ins Krankenhaus zu bringen. Man sagte mir, das ginge.“

Maslennikow preßte die Lippen zusammen und dachte nach.

„Es wird kaum gehen.“ sagte er. „Uebrigens will ich mit mir zu Räte gehen und Dir morgen telegraphieren.“

„Wie ich gehört, liegen dort viele Kranke, und es werden Wärterinnen gebraucht.“

„Nun, ja, ja. Also ich gebe Dir jedenfalls Bescheid.“

„Bitte sehr.“ sagte Rechljudow.

Aus dem Gastzimmer ertönte ein allgemeines und sogar natürliches Gelächter.

„Das ist immer Victor.“ sagte Maslennikow lächelnd, „er ist erstaunlich wichtig, wenn er einmal im Zuge ist.“

„Und dann noch.“ sagte Rechljudow. „Siben jetzt hundert- unddreißig Menschen im Gefängnis, nur weil ihr Paß verfallen ist. Die hält man seit einem Monat hier fest.“

Und er erzählte den Grund, weswegen sie festgehalten wurden.

„Wie hast Du denn das erfahren?“ fragte Maslennikow,

und in seinem Gesicht kamen plötzlich Unruhe und Unzufriedenheit zum Ausdruck.

„Ich ging zu einem Angeklagten, da umringten mich diese Leute im Korridor und hielten . . .“

„Zu welchem Angeklagten gehst Du?“

„Zu einem Bauern, der unschuldig verurteilt ist und dem ich einen Verteidiger befohlen habe. Aber darum handelt es sich nicht. Werden wirklich diese Leute, die gar nichts verbrochen haben, deswegen im Gefängnis festgehalten, weil ihre Wäsche verfallen sind und . . .“

„Das ist Sache des Staatsanwalts“, unterbrach Maslennikow voll Ärger Rechljudow. „Sieh, Du sagst, ein Gericht muß schnell und gerecht sein. Pflicht des Staatsanwalts ist es, die Gefängnisse zu besuchen und zuzusehen, ob die Gefangenen gesetzmäßig inhaftiert sind. Aber der thut nichts: spielt Karten!“

„Also Du kannst nichts dabei machen?“ fragte Rechljudow finster und dachte an die Worte des Advokaten, wonach der Gouverneur die Sache auf den Staatsanwalt schieben würde.

„Nein, ich bringe das in Ordnung. Ich werde sofort Erkundigungen einziehen.“

„Um so schlimmer für sie. Sie ist ein geplagtes Wesen.“ ertönte aus dem Besuchszimmer die Stimme einer Frau, die offenbar vollkommen gleichgültig gegen das war, worüber sie sprach.

„Um so besser, dann nehme ich es mir einfach“, erklang von der andern Seite die scherzende Stimme eines Herrn und das lustige Gelächter einer Dame, die irgend etwas nicht geben wollte.

„Nein, nein, um keinen Preis“, sagte die weibliche Stimme.

„Also, ich besorge alles“, wiederholte Maslennikow und löschte die Zigarette mit seiner weißen Hand mit dem Türkisring aus, „jetzt komm zu den Damen.“

„Ja, dann noch eins“, sagte Rechljudow und trat nicht in das Besuchszimmer, sondern blieb an der Thür stehen. „Man hat mir erzählt, daß gestern im Gefängnis Leute körperlich geächtigt sind. Ist das wahr?“

Maslennikow wurde rot.

„Ach, deshalb kommst Du? Nein, mein Lieber, man muß Dich entschieden nicht mehr hineinlassen, Du betrümmerst Dich um alles. Komm, komm, Annette ruft uns“, sagte er, legte seinen Arm in den Rechljudows und zeigte wieder dieselbe Erregung, wie bei der Aufmerksamkeit, die ihm eine wichtige Persönlichkeit erwiesen; aber die Erregung war jetzt nicht mehr eine fröhliche, sondern eine ängstliche.

Rechljudow riß seinen Arm aus dem des andern, ging, ohne jemand zu grüßen und ohne ein Wort zu sagen, mit finsterner Miene durch das Besuchszimmer, den Saal, an den herausspringenden Palast vorbei, in den Flur, auf die Straße.

„Was hat er? Was hast Du ihm gethan?“ fragte Annette ihren Gemahl.

„Der empfiehlt sich auf französisch“, sagte jemand.

„Was heißt auf französisch? Wie ein Zululaffer?“

„Na, er war schon immer so.“

Der eine erhob sich, andre kamen hinzu und das Gespräch ging seinen Gang: die Gesellschaft benutzte die Episode mit Rechljudow als passenden Unterhaltungsgegenstand für den heutigen jour fixe.

Am Tage nach diesem Besuch bei Maslennikow erhielt Rechljudow von ihm einen Brief auf dickem, glänzendem Papier mit Wappen und Siegeln und prächtiger fester Handschrift, worin stand, daß er wegen der Ueberführung der Maslowa ins Krankenhaus dem Arzt geschrieben hätte, und aller Wahrscheinlichkeit nach sein Wunsch erfüllt würde. Der Brief war unterschrieben: „Dein Dich liebender älterer Kamerad“ und unter der Unterschrift „Maslennikow“ war ein erstaunlich kunstvoller, weiter, fester Schnörkel angebracht. „Schafskopf!“ konnte Rechljudow sich nicht enthalten, auszusprechen, namentlich weil er aus dem Wort „Kamerad“ herausfühlte, daß Maslennikow sich zu ihm herabließ, das heißt, obgleich er sich für eine sehr wichtige Persönlichkeit hielt, ihm wenn nicht zu schmeicheln, so doch zu zeigen gedachte, daß er trotz alledem auf seine Größe nicht stolz sei, indem er sich Rechljudows Kameraden nannte.

### Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Eine der gewöhnlichsten und am meisten verbreiteten abergläubischen Ansichten ist die, daß jeder Mensch nur seine

ganz bestimmten Eigenschaften besitze, daß er gut, böse, verständig, dumm, energisch, apathisch und so weiter sei. So sind die Menschen nicht. Wir können von einem Menschen sagen, daß er häufiger gut als böse ist; häufiger verständig als dumm; häufiger energisch als apathisch, und umgekehrt; aber es ist verkehrt, wenn wir von einem Menschen sagen, er sei immer gut oder verständig, und von einem andern, er sei stets böse oder dumm. Doch teilen wir die Leute immer so ein. Und das ist verkehrt. Menschen sind wie Flüsse: das Wasser ist in allen gleich und überall ein und dasselbe, aber jeder Fluß ist bald eng, bald schnell, bald breit, bald still, bald rein, bald kalt, bald trübe, bald warm. So auch die Menschen. Der Mensch trägt Keime aller menschlichen Eigenschaften in sich, und bisweilen kommen die einen, bisweilen die andern zum Durchbruch, und man ist sich oft selbst gar nicht ähnlich, während man doch stets einer und derselbe bleibt. Bei einigen Leuten treten diese Veränderungen besonders scharf hervor. Und zu diesen Leuten gehörte Rechljudow. Die Veränderungen gingen in ihm aus physischen und seelischen Gründen vor sich. Und solche Veränderung ging jetzt in ihm vor.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Unschuldiger.

Von Hans Ostwald.

Er merkte nicht, daß seine Pfeife ausgegangen war. Hartnäckig zog er weiter und sprach dazwischen in kurzen, abgerissenen Sätzen:

„Ich versteh das wirklich nicht — beim besten Willen. Andre Leute sind froh, wenn sie überhaupt Arbeit haben — und die danken einfach! Dat's der Kuckud —!“

Der Bauer, der neben ihm ging, dicht an den hohen Galmen, die wie Mauern zu beiden Seiten den Weg einschlossen, schweig. Erst als der Inspektor längere Zeit nicht geiprochen hatte, sagte er: „Ja, die wollen überhaupt nig nich dhau.“

Dann gingen sie schweigend weiter. Der junge Inspektor mit dem hochgebürsteten Schmurrbart, dem breiten, weißen Strohhut und den hellen Kleidern, aufrecht und mit fortwährend suchenden Augen. Der Bauer, ein Mann im Anfang der Fünfziger, schleppte sich einige Schritte hinter ihm her. Er ließ die Hände und die Schultern etwas vornüber hängen, wie alle, die lange die Erde bearbeitet haben. Auf seinem bartlosen, grau-braunen Gesicht glänzte trotz der sengenden Nachmittagssonne kein Schweißtropfen. Die trodrene Hitze schien ihn nicht zu bedrücken. Er sagte kein Wort darüber, während der Inspektor ab und zu brummte: „Verstigte Hige!“

Nach einem Weilschen, die roten und grauen Dächer des Dorfs traten deutlich aus dem Grün der Gärten hervor, nahm der Inspektor das Gespräch wieder auf:

„Was denen nur einfällt? Landarbeit nehmen sie nicht an! . . . Man will ihnen Brot und Arbeit geben, und dann thun sie, als hätten sie es nicht nötig! . . . Lieber dumme! sie noch länger. Gerade, wie wenn sie zu gut dazu wären. . . Was für eine Arbeit die sich nur wünschen? . . . Ich weiß nicht, ich an deren Stelle wäre froh gewesen, wenn ich solche Arbeit bekommen hätte. Es ist doch wahrhaftig ein Genuß, in der Landluft zu leben und zu schaffen. Ich kann mir keine gesündere Thätigkeit denken. . . Diese Bande! Landarbeit nähmen sie nicht!“

Entrüstung stieg aus seinen Worten. Der Bauer, der gleichgültiger geblieben war, ließ sich jetzt zu Schimpereien hinreißen. Es war doch auch zu toll, daß es Menschen gab, die nicht eine Ehre in der Landarbeit fanden. — Er gewann jedoch bald seine würdige Ruhe wieder. Als er in eins der ersten Häuser des Dorfes eintrat, fragte der Inspektor: „Ja, was machen wir denn, wenn welche von unsen Burschen den bunten Rod anziehen müssen?“

„Jau — det wech der liebe Kuckud,“ antwortete der Bauer ebenso unschlüssig wie der Inspektor.

„Ich möchte wohl wissen, wie viel sie genommen haben; werde doch gleich mal nachsehen, ob sie schon zurück sind.“

Er ging rasch die Straße hinunter nach dem Gut, dessen massige Bauten und Mauern die Bauernhäuser weit überragten.

„Ich, die sind doch noch nich da!“ rief ihm der Bauer nach.

Der Inspektor drehte sich halb um und antwortete im Weitergehen: „Das wäre ja noch schöner!“ Er schritt hastig vorwärts, kräftig mit seinem Stod ausholend. Eine ganze Menge der Gutsknechte waren heute früh zur General-Musterung in die Stadt gezogen. Sie waren sämtlich angelesen worden und sollten nun endgültig ausgewählt werden. Er hatte versucht, sich zeitig Ersatz zu schaffen, der bis zum Abgang der Rekruten eingearbeitet war. Einer Stamm bestimmter Leute brauchte er, den die Sachsenländer, die er auch verwendete, nicht ersetzen konnten. Aber von den Arbeitslosen der Stadt hatte keiner mit hinaus wollen auf's Gut, trotz all seiner Ueberredungskünste. Er war zuletzt wütend geworden und hatte sie angefahren; Wenn sie nicht eheliche Arbeit annehmen wollten, wären sie Stroche, Vagabunden, verkommene Gaullerger.

Da hatte ihm ein älterer Mann lächelnd geantwortet: „Ja, sehen Sie, wir haben Angst, daß uns die gute Behandlung auf dem Lande nicht bekommt. Und außerdem ist wohl manchem die Lust da draußen zu kräftig — wenn Sie sie auch so sehr rühmen.“

Die Andern hatten gelacht, und er war still und verdrossen noch seinem Gasthof gegangen. Jetzt hoffte er nur noch, daß die meisten der Angemusterten frei kommen würden. Die Unruhe über das Ergebnis der Musterung trieb ihn immer rascher vorwärts.

Er kam an den Dorfplatz, den hohe, breitästige Kastanienbäume beschatteten. Zwischen den Stämmen hatte sich ein stimmungsvolles, buntes Leben entwickelt. Unter einem runden Zeltdach drehte sich ein Karussell mit seinen steifen Holzpferden und großen Schlitzen. Vor einer Schießbude lodte eine ältliche Frau im Jägerkleid die Burschen zum Schießen an. In Würfelbuden glänzte allerlei Klitterkram. Das Gebudel des Veierkastens vom Karussell und die Anpreisungen der Würfelstandinhaber wurden übertönt von den kräftigen Aufforderungen eines Athleten zum Besuch seiner Bude.

Die ganze Dorfbevölkerung schien sich bei diesen seltenen Darbietungen versammelt zu haben. Die Kinder drängten sich besonders vor dem Karussell.

Der Inspektor wollte vorüber schreiten. Da stugte er. Diese Menge Mädchen mit bunten Kopftüchern, die aus den Menschenwärmen leuchteten, konnte unmöglich von der Dorfbevölkerung allein gestellt worden sein. Na, da mußte er doch gleich einmal nachsehen, ob nicht die Gutsmädel wieder einen Streich begingen. Nein, diese Menge Mädel konnten wirklich nicht allein aus dem Dorf kommen, wenn das auch beinahe so groß wie ein Marktsteden war, oder vielmehr gewesen war. Denn die eine Seite der Dorfstraße war schon fast ganz vom Gutbesitzer angekauft worden mit sämtlichen Aeckern und Wiesen.

Wichtig, er erkannte schon gleich in der ersten Gruppe Mädchen, die auf dem Gutshof arbeiteten.

„Was ist denn das für 'ne Bummelerei?“ fragte er streng.

Die Mädchen, die in einer Reihe mit verschlungenen Armen gingen, schwenkten um. Die in der Mitte nahm das Wort. Sie war die Tochter eines jener Bauern, die vom Gutbesitzer angekauft worden, die aber aus zähem Hang am Alten als Tagelöhner im Dorf geblieben waren. Ihre schlanke fehrige Gestalt redete sie herausfordernd empor, während sie antwortete: „Zi — dat mit wold so sijn. Hüd is de Musterung; un doa heiwonen wi immer frie!“

„Zi, das wäre ja noch schöner! Ich habe Euch nicht erlaubt.“

„Jau — awerst 'n Nachmiddag heiwonen wi noch nie wat dhann an so 'nen Dag.“

Ein großer Kreis hatte sich um den Inspektor gebildet. Er fühlte, wie alle auf ihn sahen und ein entscheidendes Wort von ihm erwarteten. Wohl wußte er, daß sie fest an ihren Gebräuchen hingen. Doch glaubte er, ihnen seine Macht zeigen zu müssen, damit sie Respekt vor ihm behielten.

„Nu, also marsch in die Rüben!“ kommandierte er; „damit Ihr das Versäumte noch bei Tageslicht nachholen könnt. Und daß Ihr mir sauber hakt! Ich komme nachsehen, ob das Unkraut sauber raus ist!“

Er wollte sich dem Gute zuwenden, da er hoffte, daß sie seinem energischen Befehl folgen würden. Doch schienen nur wenige Lust zu haben, ihm zu gehorchen. Und auch diese blieben stehen, als die Sprecherin ausrief: „Hüd is Fieerdag! Dat is so und bliest as so!“

„Jau, jau! dat is so!“ antworteten die Umstehenden. „Bliest man doa!“

Der Inspektor wollte sie mit Drohungen zwingen. Aber ehe er sie hervorbringen konnte, ertönten Rufe: „Se kummen! Se kummen!“

Alles wandte sich von ihm fort und eilte nach dem Ende des Dorfes. Da kam ein feistamer Aufzug heran. Auf einem kleinen Wagen, wie ihn die Kinder auf dem Lande zum Grasfahren haben, saß ein Bursche. Seine Beine baumelten im Saude. Mit einem Stod, an dem bunte Bänder und Schleifen flatterten, fuchtelte er wie ein Kapellmeister in der Luft herum. Er, die Burschen, die ihn zogen und jene, die ihm folgten, waren an den Hüften, den Schultern und auf der Brust mit ebensolchen Bändern geschmückt, wie sein Stod. Sie versuchten, in Reih und Glied zu marschieren; doch kamen sie nur in trummern Schwingungen vorwärts. Dazu sangen sie:

Ha, ha welche Lust!

Ha, welche Lust,

Ha, welche Lust Soldat zu sein!

Das wiederholten sie in einem fort, bis zum Dorfplatz, ohne auf die Fragen der Entgegenkommenden zu antworten. Dann sprang der Bursche von seinem Wagen und schrie: „Wo is de Entpelter? Wo is de Entpelter?“

„Was willst Du denn?“ fragte der, indem er sich durch die Menge zu den Burschen hindrängte.

„Jau, Se heiwonen jau will bi de letzte Woahl geseegt, wie schallen zu dat Vaterland ha'n?“

„Na gewiß, das wird sich wohl so gehören!“

„Na, nu hädd uns dat Vaterland awerst düchtig. Nu werden Se jau tanfrieben sijn, denn wir sijn alle genommen. Alle Mann bei de Infanterie! . . . Is nu Ihr Wunsch erfüllt?“ fragte er mit pfiffigem Gesicht, ganz unterhängig den Inspektor anblickend.

Die Umstehenden lachten laut auf bei seiner verstimmtten Rede. Der Inspektor aber gab ihm keine Antwort. Verwirrt sah er die Burschen an. Nicht ein einziger dieser kräftigen Kerne sollte

ihm bleiben, nicht ein einziger dieser auf dem Gut eingearbeiteten jungen Männer konnte nach dem Herbst unter seiner Anordnung thätig sein. Mit Ausnahme der wenigen anderen Knechte und der Tagelöhner hatte er also nur noch die Sachengänger — und die Mädchen. Ja, die Mädchen! Die mußten eben jetzt tüchtig mit herangezogen werden. Das waren ja immer noch eingearbeitete Kräfte. Er wollte sie schon fester machen. Da er aber ein sah, daß heute mit den Mädchen nichts anzufangen war, verschob er es auf eine bessere Gelegenheit. Er sagte sich rasch und hielt eine wohlmeinende Ansprache an die Burschen. Sie sollten sich ihrer neuen Würde bewußt werden, und die Bedeutung, die sie nun im Vaterland haben würden, erkennen und sich danach betragen.

Der Sprecher nicht zu jedem seiner Sätze. Und da der Inspektor sah, daß er nicht ganz ernst genommen wurde, schloß er bald seine Rede und ging nach dem Gutshof. Als er an den Mädchen vorüber kam, rief er ihnen noch drohend zu:

„Ihr kommt heute noch auf meine Stube. Ich habe noch ein Wort mit Euch zu sprechen!“

Die Schlanke antwortete ihm auch diesmal. „Jawoll! Hüd noch!“

„Sogleich!“ rief er zurück.

„Jawoll, sogleich!“ sprach sie ihm leise höhniisch nach. Ihre Freundinnen lachten.

Die Burschen hatten sich den Mädchen genähert. Sie rissen die Kette, die diese bildeten, übermütig auseinander und „schnackten“ nun mit ihnen. Der Sprecher hatte die Schlanke bald beredet, mit ihm Karussell zu fahren. Sie saßen nebeneinander auf einem Paar schwarzer Pferde. Ihre Augen leuchteten den Kreis der Zuschauer an, an dem sie vorüberglitten. Sie lachte laut, als sich der Wind in ihren Röden festsetzte und sie flatterten lieh wie bunte Flügel.

Mitten in der Fahrt packte der Bursche sie um die Schulter: „Dau, Miezing, bliest mi ook tren?“

Sie sah ihn lustig in die Augen: „Wat hädd id denn davon?“

„Dau!“ Er legte sich schwer auf ihre Schultern und blickte sie ernst an.

Da lachte sie: „Dau keen Schnidschnad!“

Er strich ihr zärtlich die Waden, vor allen Zuschauern. Sie lieh es, halb verlegen, halb stolz, geschehen. War das doch so viel wie eine öffentliche Verlobung.

(Schluß folgt.)

## Kleines Feuilleton.

**ek. Bäuerliche Redensarten.** Von den westfälischen Bauern teilt Dr. Hartmann in einem der letzten Hefte der Zeitschrift „Das Land“, verschiedene Redensarten mit, die sie fortwährend im Munde führen, obwohl sie eigentlich keinen Sinn haben, wenigstens nicht in den Satz passen, den sie gerade aussprechen. So hat fast jeder, wenigstens älterer Bauer seine Redensart, die nur ihm eigen ist und die er überall, wo sie paßt oder nicht paßt, anbringt. Bei einigen hat die Redensart sogar seinen wirklichen Namen verdrängt. So nannte man einen alten Bauern nur bei seiner Redensart „ler“ (ledig). Bei andern fügte man der Redensart den wirklichen Namen bei, wie z. B. „Von wegen minetwegen“ seggt Bedder Buisfmann. Einige Redensarten bestehen nur aus einem Wort, welches der Bauer irgendwo aufgegriffen, aber nicht verstanden hat. Ein alter Bauer gebrauchte bei jeder Gelegenheit das Wort „Herkommen“ (alter Brauch). In vielen Fällen fällt ein solches Wort eine Verlegenheitspause aus oder soll der Rede mehr Nachdruck verleihen, z. B. der Ausdruck: „In dem Gefalle“ (geseht den Fall). So lautet etwa der Anfang eines Redestreichs, der zwischen dem Freunde „In dem Gefalle“ und einem andern „Ungersliten“ entbrannt ist, wörtlich folgendermaßen: „In dem Gefalle“ fängt an: „Du meest welen in dem Gefalle, dat id in dem Gefalle genau Bescheid weel. Denn in dem Gefalle usw.“ Darauf repliziert „Ungersliten“: „Ja heiwone et küllwest beliewt un der gliten. Da was min Noober un der gliten, de hadde eene Koh un der gliten verlost usw.“ Der Streit ging ununterbrochen weiter und wäre wahrscheinlich nicht so bald beendet, wenn ein unparteiischer Zuhörer die Streitenden nicht zuletzt mit vieler Mühe belehrt hätte, daß der Gegenstand des Streites, die Kuh des Nachbarn, bei beiden ein verschiedener war. Somit hatte dieser denn „in dem Gefalle“ ein glückliches Ende erreicht. Ein jeder Bauer hat wohl einen Ausdruck der Verwunderung oder des Entsetzens. So hört man in katholischen Gegenden oft den Ausruf: „Jeh-Maria-Joseph!“ (Jesus-Maria-Joseph). „Ela mi de Donner!“ seggt Langen Jan-Hinced. „Dat dank di de Dubel!“ seggt Hüsemanns Franz, da liewete he noch.“ Bei hitziger gebordner Rede und Gegenrede scheinen diese oft nur noch aus den bekannten Redensarten zu bestehen und doch an ihrer Beweiskraft nichts verloren zu haben.

**Zur Geschichte der Post.** Aus Wien berichtet die Wiener Abendpost: „Am 6. Mai 1840 gelangte in England die erste Ausgabe von Briefmarken in die Öffentlichkeit. Im Jahre 1847 folgten die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Amerika mit der Einführung von Briefmarken, 1849 Bayern, Belgien und Frankreich, 1850 Desterreich. Von jener Zeit an datiert bei uns die neue Ära des Postwesens. Bis dahin konnte man noch nicht die bequeme Einrichtung der Briefkästen an den Straßenecken. Zwei, drei Lottokollektanten in jeder Vorstadt nahmen die Briefe in Empfang, von wo sie ein-

mal, später zweimal des Tags von den Briefträgern abgeholt wurden, das heißt nur die unfrankierten Briefe. Um einen Brief frankieren zu lassen, mußte man bis zum Hauptpostamt in die Stadt, in die Wollzeile gehen. Ein Fortschritt war es bereits, als die erwähnten Vorstadt-Kollektanten ermächtigt wurden, die Frankatur der Briefe vorzunehmen. Dies bewerkstelligten sie dadurch, daß sie über die Adresse zwei dicke Diagonalstriche mit der Feder oder mit dem Fintenträger zogen und dann das Porto entlastigten. Und doch nannten die Wiener diese gegen die heutige Zeit äußerst primitive Einrichtung einen glänzenden Fortschritt gegen jene gute alte Zeit, in welcher man den Brief dem Postboten gab, der mit dem Dreispitz auf dem Haupte in Schnallenstiefeln durch die Straßen eilte und mit einer hölzernen Klapper den schreibebefähigten Bewohnern des „Grunder“ seine Anwesenheit verkündete. Jedem eine angenehme Erscheinung, so lange er keine Mahnrufe brachte.“ —

— Ueber die Behandlung der Irren im Frankreich im vorigen Jahrhundert kann man haarsträubende Dinge lesen. Man pferchte sie in die dunkelsten Gefängniszellen zusammen. Drei bis vier schliefen in einem Bett, das heißt zwischen zwei mit Stroh ausgelegten Brettern am Boden, wo sie sich die ganze Nacht zankten und schlugen; die Tobstüchtigen mußten sogar in Steintüchern schlafen. Die Zellen waren wahre Käfige, die oft nur eine Oeffnung, nämlich die Thür, hatten, und da sie nicht geheizt wurden, so erfroren die Armen vielfach ihre Glieder. Man steckte die Irren in Sträflingskleider, und wenn die Tobstüchtigen die ihren zerrissen, gab man ihnen keine mehr, so daß sie oft nackt waren. Ihre Nahrung bestand in Brot, Hülsenfrüchten und Käse, oft bekamen sie nur Brot. Nicht weniger empörend war ihre medizinische Behandlung: man brachte die Kranken in einen Cylinder, der sich um seine Achse drehte; zuweilen schüttelte man sie tüchtig, um die Kur zu verstärken. Auch trug man sie in einer Art chinesischen tragbaren Scharpfaß spazieren, aus dem nur Kopf und Füße herausschauten. Man legte sie in eine Thurnuhr, wo ihr Kopf das Zifferblatt vorstellte; band sie an ein Schiff, das man in eine drehende Bewegung versetzte, ja man schloß sie in ein Rad ein, in dem sie wie Eichhörnchen kreisten. Sehr gepriesen waren nach einem Bericht der „Revue Encyclopédique“ Douchebäder. Man warf die armen Kranken unvermuthet ins Wasser. Wenn manche keine Speise zu sich nehmen wollten, so bediente man sich des „eisernen Mundes“, mit dem man die Nimbuden gewaltsam öffnete und die Nahrung direkt in die Speiseröhre einführte. Erst am Ende des Jahrhunderts, im Jahre 1785, wurden von der französischen Regierung Verordnungen über die Behandlung der Irren erlassen, aber erst im Jahre 1793 erhielt der Arzt des Bicêtre die Erlaubnis, den Irren die Ketten abzunehmen. Erst von da an wurden sie wie Kranke behandelt. Das Altertum hatte sie als Irripierte betrachtet und um Rat gefragt, das Mittelalter hatte Verworfenen in ihnen gesehen. —

**Geographisches.**

10. Ueber den Baikal-See, das größte Süßwassergewässer Jasiens, bringt „Mouvement Geographique“ einige interessante Mittheilungen: Der Baikal-See erstreckt sich über die ungeheure Fläche von 34 180 Quadratkilometern, sein Name ist entstanden aus einem tartarischen Wort Bajtul, das so viel bedeutet wie „reicher See“. Die Mongolen nennen ihn Dalai-nor (heiliges Meer). Er ist unter den Bewohnern seiner Ufer sehr geschätzt, und manches Boot ist in schrecklichem Sturm und Nebel tagelang auf dem Süßwasser unhergeirrt, ehe es eine Pforte zu finden vermochte, viele auch hat man nie wieder gesehen. Schon in einer Entfernung von einem Kilometer vom Ufer stürzt der Seeboden vielfach bis zu 1000 und 1200 Meter hinab. Früher hielt man eine Stelle mit 1400 Meter Tiefe für den größten Abgrund des Baikal-Sees, wonach der Seeboden bis zu 860 Meter unter dem Meeresspiegel liegen würde, während seine Oberfläche 470 Meter über dem Meeresspiegel gelegen ist. Die letzten Arbeiten von Drenko aber haben sogar Tiefen von über 2000 Meter nachgewiesen, wie sie sonst nir in Weltmeer zu finden sind und auch in solchen Meerestellen wie der Ostsee und der Nordsee nicht annähernd erreicht werden. Merkwürdigerweise friert der See im Winter nur schwer zu und die Schifffahrt kann zuweilen bis Ende Dezember aufrechterhalten werden. Es giebt einige Stellen, an denen das Wasser niemals zufriert. Aus den Forschungen während der letzten Winter hat sich weiter ergeben, daß im südlichen Teil das Wasser immer vollständig gefriert, gerade im Norden dagegen, in der Nähe der Insel Olchon, nur unvollkommen. Damit steht es wohl in Zusammenhang, daß an den Gestaden dieser Insel die berühmten Seehunde des Baikal-Sees leben, von denen nur sehr wenige Seen Europas ein Exemplar aufzuweisen haben und die innerhalb ihrer Cypschast eine besondere Art bilden. Der ganze See ist mit Ausnahme des Gebietes, wo der Selenga-Strom mündet, von Bergen eingefast, die von dichten Wäldern aus Tannen, Fichten und Lärchen bestanden und auf ihrem Gipfel von ewigem Schnee gekrönt sind. Die Breite des Sees ist so groß, daß man von der Mitte des Sees aus die Ufer selbst nicht erkennen kann, nur die Bergspitzen erscheinen in unbestimmten verwachsenen Formen, überkleidet, von violetter Dunst, durch den die von den Sonnenstrahlen beschienenen Gletscher wie

riefige Sterne hindurchschleichen. Nach der Eröffnung der sibirischen Eisenbahn wird bekanntlich ein regelmäßiger Trajekt über den See eröffnet werden. —

**Astronomisches.**

— Ueber die Anzahl der Meteore, die täglich auf die Erde fallen, hatte man bisher nur ganz ungelährte Vermuthungen. Man wußte, daß die Zahl der vor und nach Mitternacht fallenden Meteore nahezu gleich groß ist, daß aber die ganz überwiegende Mehrzahl in der zweiten Hälfte des Jahres fällt. Ferner ergab sich, daß die Anzahl um so größer war, je lichtschwächer die Meteore erschienen, so daß von den mit freiem Auge sichtbaren Meteoren nur 3 Proz. heller als der Sterne erster Größe sind, während 70 Proz. nur die Helligkeit der Sterne vierter Größe erreichen, oder noch lichtschwächer sind. Ueber die wahrscheintliche Zahl der mit freiem Auge täglich auf die Erde fallenden Meteore hatte nun, wie die „Voss. Z.“ berichtet, der durch seine erfolgreichen Untersuchungen über die Novembermeteore hochverdiente amerikanische Astronom H. A. Newton Schätzungen begründet mit dem Ergebnis, daß täglich 10 bis 25 Millionen mit freiem Auge sichtbarer Meteore auf unsre Erde fallen. Nach der bei den helleren Meteoren stattfindenden starken Zunahme der Zahl mit zunehmender Lichtschwäche dieser kosmischen Körperchen war nun schon zu erwarten, daß die Zahl der in einem größeren Fernrohr sichtbaren Meteore eine ungeheurer große sein müsse. Jetzt hat der amerikanische Astronom Dr. G. A. See mit einem Teleskop von 24 Zoll Objektivdurchmesser die Zahl der bei solcher Lichtstärke sichtbaren Meteore bestimmt. Es ergab sich, daß bei dem Durchmesser des Gesichtsfeldes von nur sechs Bogenminuten in einer Nacht durchschnittlich fünf Meteore im Fernrohr erscheinen. Daraus wurde geschlossen, daß in einem solchen Fernrohr am ganzen Himmel in 24 Stunden 1200 Millionen Meteore sichtbar werden. Daß eine so ungeheure Menge täglich in unsrer Atmosphäre verlorener Meteore im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende eine beträchtliche Massenzunahme unsrer Erde im Gefolge haben muß, ist unabweislich. Dennoch wird eine im Verhältnis größere Anzahl auf die Sonne fallende Meteore noch nicht ausreichend sein, den Wärmeverlust der Sonne durch die Ausstrahlung allein völlig zu ersetzen. —

**Humoristisches.**

— Das neue Verikon. Maler (zum Censor): „Werde ich dieses Bild ausstellen dürfen?“  
Censor: „Ich will einmal in meinem Verheiratheten nachschlagen!“  
— Zweidentig. Schlechter Schauspieler (der Gastrollen giebt): „Nun, Herr Doktor, was sagen Sie zu meinem Spiel?“  
Kritiker: „Es ist ein Vergnügen für uns, daß Sie bei uns Gast sind.“  
— Schlaue. „Wie stellen Sie es nur an, daß Sie von den Wilden nicht als Weiser erkannt wurden?“  
Afrikareisender: „Ich bin als Schornsteinfeger gegangen.“ (Reggend. hum. Bl.)

**Notizen.**

— Hans v. Gumpenbergs einaktiges Drama „Die Verdammten“ wurde von der Berliner „Secessionsbühne“ zur Aufführung angenommen.  
— Im Lessing-Theater geht am Sonnabend zum ersten Mal die englische Operette „Daisy“ von Ivan Corhll in Scene.  
— Dem Westhaller-Gesamthe wurde in Leipzig die Aufführung von Tolstoj's „Macht der Finsternis“ untersagt.  
— Ein zweites ezechisches Theater, das nur Schauspiele zur Aufführung bringen soll, wird noch in dieser Saison in Prag gebaut werden; zum Direktor dieses Theaters ist der Redacteur J. Kampora ausersehen.  
— Eine Opern-Akademie, die zugleich Gesangs- und Operntheater sein soll, wird demnächst der französische Baritonist Lassalle in Paris gründen.  
— Ein Quellen-Verikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung giebt der Musikhistoriker Robert Eitner bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig heraus; der I. Band von 480 Seiten ist soeben erschienen.  
— In den 20 Universitäten des Deutschen Reichs und der Akademie zu Münster waren im vorigen Halbjahr 3358 Studierende eingeschrieben.  
— Eine Alkoholiklinik wird in Petersburg durch die militärmedizinische Akademie errichtet werden.  
— Die „Weißtanne“ verschwindet in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allmählich immer mehr. Die Bundesstaaten Maine, Michigan und Wisconsin liefern bereits kein Weißtannenholz mehr, und der Tannenvorrat von Minnesota wird beim gegenwärtigen Umfang der Abholzung nicht viel länger als noch fünf Jahre reichen.  
— Die Gondolieri in Venedig werden wohl in einigen Jahren zu den Seltenheiten gehören, denn immer mehr bürzen sich auf den weltberühmten Kanälen die elektrisch betriebenen Boote ein, die an den Ruderbooten mit dreifacher Schnelligkeit vorbeifahren. —